

SCHATTEN DER ERKENNTNIS

F. J. J. B u y t e n d i j k , Utrecht

Wenn wir eine Untersuchung nach dem Zusammenhang von *Leben und Erkennen* anstellen wollen, dann ist damit nicht die unzulässige Vermengung von Psychologie und Erkenntnislehre gemeint, während wir ebensowenig einer Lebensphilosophie huldigen, wo alle geistigen Prozesse ausschließlich als Aeüßerungen des Lebens aufgefaßt werden. Vielmehr ist unser Standpunkt verwandt mit demjenigen, den man früher „dogmatisch“ zu nennen pflegte, der also ausging von einer Sicherheit, die nicht aus verstandesmäßigen Erwägungen hervorging, jedoch ebenfalls die Probe der Gewißheit vor dem Forum des Verstandes zu bestehen hatte. Ein derartiger Standpunkt, der von der kritischen Philosophie als für immer überwunden, weil unhaltbar, erklärt wurde, bedeutet indessen nicht ein konstruktives metaphysisches System. Vielmehr ist es eine Einstellung, in der mit Hilfe einer durch reiche Erfahrung aufgeweckten und kritisch beherrschten phänomenologischen Intuition eine *ontologische* Erkenntnis der tierischen und menschlichen Existenzweise angestrebt wird, um von daher den Wesensunterschied und die ideelle Verwandtschaft zwischen beiden zu verstehen.

Meiner Meinung nach kann allein eine philosophische Anthropologie, die notwendigerweise eine Philosophie der lebenden Natur mit einschließt, das Erkenntnisproblem aus seiner Isolierung erlösen und die Beziehung von Subjekt und Objekt, das Grundphänomen aller Erkenntnislehre, in sich selbst untersuchen und begreifen. Das Problem der Erkenntnis ist das Problem der Ueberbrückung des Abstandes, der zwischen Subjekt und Objekt besteht. Die Trennung zwischen Subjekt und Objekt ist Bedingung für die aktuelle Beziehung, die wir Erkenntnis heißen, und von altersher hat die Philosophie denn auch mit dem Problem gerungen, wie das Ausschiheraustreten des Subjektes in der Erkenntnisfunktion zu vereinigen ist mit dem Insihselbstgefangensein des Bewußtseins.

Gibt es nun im Leben, in der Sphäre des Tierischen, ebenfalls eine derartige Trennung und Ueberbrückung des Hiatus von Subjekt und Objekt? *In gewissem Sinne nicht und in gewissem Sinne doch.* Das Tier lebt unmittelbar in und mit seiner Eigenwelt, es kennt das andere nicht als das objektiv in sich selbst Seiende, sondern ausschließlich in der Erfahrung der Beziehung zu ihm selbst, als ein ihm sich zeigendes, sich ihm äußerndes, ein entgegenwirkendes, Widerstand bietendes, oder mitwirkendes und nachgebendes Vorkommnis. In der Gewohnheitsbildung, die wesensunterschieden von der verstandesmäßigen Einsicht ist, bleibt das Tier unmittelbar mit den Dingen verbunden, sei es auch auf andere Weise als vorher. Das Tier kann nicht „nein“, und also auch nicht „ja“ sagen, es fehlt ihm die Dialektik der Freiheit; sein Leben heißt immer Mitleben, Zusammenleben, Verbundensein und

Artgemäß-bleiben. Den „Hiatus“, die Kluft zwischen Subjekt und Objekt als durchlebte Wirklichkeit *kennt* das Tier nicht, und es fehlt ihm damit die Grundbedingung, die *Möglichkeit* des Denkens. Hierzu ist ja die Erfahrung des *Nicht-erkennens*, des Unbekannten, notwendig, d. h. *der Hiatus muß sich zu der positiven Verneinung einer Lebensgemeinschaft realisieren*. Der Verstand entdeckt und akzeptiert diese Trennung und sein Actus ist hierauf begründet als auf einem neuen Anfang mit einem neuen Endziel. In der Reflexion wirft der Mensch die Unmittelbarkeit der ihn bewegenden Rührung von sich ab und findet durch dieses Zurückprallen, durch dieses *Neinsagen* zum Affekt erst das Objekt in seinem selbständigen *So-sein* und zugleich sich selbst als reflektierendes Subjekt, das erkennend den Hiatus überbrückt, die Trennung aufhebt durch eine positive Hinzuwendung, ein „Ja“ zum *Sein* des anderen.

In der Sphäre der tierischen Existenz gibt es keine solche Trennung von Subjekt und Objekt in dem Sinne, wie dies für den Menschen zutrifft, nämlich als Grundform jeder möglichen, für den Verstand gültigen Erfahrung. *Gültig* — nicht nur wirksam — ist diese Erfahrung, weil sie sich vom *zufälligen* Standpunkt des Subjektes emanzipiert hat und mithin von der zufälligen Situation, worin es sich befindet. Es ist also eine Erfahrung, die frei ist von der Zufälligkeit des Daseins. Sie bezweckt eine „Aussage“, die von *jedem* bestätigt werden muß und kann und die den Typus hat — auch ohne die sprachliche Formulierung — „Dies ist das“ — also einer Wahrheit.

Obwohl zwischen dem Tier und seiner Welt der vollständige Hiatus nicht existiert, gibt es trotzdem eine Trennung, aber in anderem Sinne. Wir meinen hiermit nicht die Trennung, die zwischen allen materiell geschlossenen Dingen besteht, die analytisch auf der Ueberschreitung der Attraktionssphären der Moleküle, der Kraftfelder der Atome, Ionen, Elektronen beruht und die die Diskontinuität der räumlichen Gegenstände fundiert. Zweifellos besteht zwischen Tier und Umgebung eine derartige Trennung wie zwischen dem Felsen und den ihn umspülenden Wellen. Diese Trennung ist jedoch eine physische und sie führt zum Problem der physischen Wechselwirkung, in welcher von altersher die Möglichkeit einer Fernwirkung erwogen wird. Gewöhnlich wird diese geleugnet, wenigstens in der klassisch-physikalischen Auffassung, die auch auf die makroskopische Wechselwirkung von Organismus und Umgebung angewandt wird. Diese Wechselwirkung beruht dann auf einem Austausch von Energieformen, durch welche der Organismus Reize von seinen Rezeptoren empfängt und durch seine Effektoren (Muskeln usw.) Einfluß auf seine Umgebung ausüben kann.

Eine derartige Trennung und Ueberbrückung der Trennung ist aber ein physikalisches Problem und kein Problem der Lebenswissenschaft. Dieses beginnt erst mit dem Akzeptieren des tierischen *Seins* als geschlossener, sich selbst bewegender, differenziert geformter Einheit, die von ihrer Umgebung als dem Nicht-lebenden geschieden ist und doch damit zusammenlebt. Tierisches Leben ist mehr als ein bloßes Geformt-sein oder zu-Form-werden, Form-produzieren und Entformt-werden (sterben), so wie die Pflanze es auch zeigt; es ist das aktive Zusammenleben mit der geformten Außenwelt, welche wir die dialektische Relation nennen. Das Tier bildet für diese Relation das Aktivitätszentrum, die Initiative. Seine Aktivität ist aber keine innerorganische — das ist sie nur unter dem Cartesianischen psychophysischen Aspekt —, sondern verläuft in der Sphäre der Relationen des Tieres und der tieri-

schen Welt. Diese Sphäre steht zu den tierischen Lebensäußerungen in demselben Verhältnis wie der physische Raum zu den materiellen physischen Prozessen. Sie ist die Bedingung hierzu, und ist deswegen — für den Realisten — nicht allein Denkform, sondern ontologische Wirklichkeit. Die Wissenschaft hat jeden Realismus auszuschließen. So ist für uns die Sphäre des Gebahrens ein Teil — und zwar ein nicht reduzierbarer Teil — der phänomenalen Wirklichkeit.

Die Frage nach der vitalen Trennung des tierischen Subjektes und seines Objektes sowie nach der Art und Weise der Ueberbrückung kann also nur gestellt werden, wenn die Sphäre der Beziehungen als Medium für alle tierische Aktivität zuerst als Urphänomen der tierischen Existenz anerkannt wird. Leugnet man diese Sphäre und sieht man in ihr nur eine besondere Erscheinungsweise der (physischen) räumlichen Verhältnisse oder aber des psychologischen (menschlichen) Verhältnisses von Subjekt und Objekt, dann hebt man das tierische Leben als eigene Wirklichkeitsform auf und es werden alle animalischen Prozesse zu besonders verwickelten physischen, oder besonders einfach (menschlichen) psychologischen.

Ich bin dieser Auffassung nicht, sondern halte dafür, daß die tierische aktive Wechselwirkung mit der Umgebung eine selbständige Weise der Beziehung ist, in der also auf andere, als auf physische oder psychologische Art die Frage nach Trennung und Verbindung von Subjekt und Objekt gestellt werden kann. Vielleicht könnte man noch Bedenken gegen den Gebrauch der Termini Subjekt und Objekt hegen in der Meinung, daß diese beiden nur in der Psychologie als Termini sinnvoll angewandt werden können. Es dürfte jedoch klar sein, daß dies unrichtig ist, denn diese Begriffe schließen nichts in sich, was sich auf Bewußtsein oder Bewußtseinsinhalte, oder auf psychische Eigenschaften und Geschehnisse bezieht, weswegen sie dann auch *sowohl* in der Erkenntnislehre wie in der Sphäre der animalischen Relationen verwendet werden können. *Beide Sphären — zweifellos eine erste und fundamentale Analogie zwischen Leben und Erkennen — sind psycho-physisch neutral und müssen selbst als derartige aufgefaßt werden, will man die hierin herrschende Gesetzmäßigkeit in ihrer Reinheit, d. h. unabhängig von den materiellen und den Bewußtseinsprozessen, kennenlernen.*

In beiden Sphären — und dies ist eine zweite, ebenso ursprüngliche Analogie — wird gerade mit den Begriffen Subjekt und Objekt eine Spannungsrelation als Bedingung für alle Gesetzmäßigkeit der Relation gestellt, bei welcher das Subjekt in der Paradoxie erscheint, die Wirkung des Objektes zu *erleiden* durch seine *Aktivität*, und das Objekt in der Paradoxie, *selbständig* zu sein, einzig in der Abhängigkeit vom Subjekt.

Die Frage, die wir stellten, ob es in der Sphäre des Tierischen eine Trennung zwischen Subjekt und Objekt und eine Ueberbrückung des Hiatus zwischen beiden gibt, muß also behahend beantwortet werden, weil die Bestätigung dafür bereits gegeben ist mit der tierischen Existenz, ein mittels des Körpers aktiv in intentionaler Beziehung stehen zu einer Umwelt.

In welchen Formen tritt nunmehr diese tierische Aktivität auf und inwieweit besteht in jeder dieser Formen eine besondere Weise der Trennung des tierischen Subjektes von seinen Objekten und inwieweit und in welcher Weise wird hierbei eine Trennung überbrückt?

In einer früheren Studie haben Pleßner und ich¹⁾ ausgeführt, daß die tierische Aktivität als sinnvolle Beziehung zur Außenwelt nur in zwei Formen

verstanden werden *kann*, nämlich als Ausdrucksbewegung und als Handlung. Hierzu möge noch bemerkt werden, daß ich die so gebräuchliche Trennung zwischen Gewahrwerden und Bewegen nicht als primär auffasse, sondern als eine analytische Abstraktion (der Psycho-physiologie) betrachte, bei welcher von der ursprünglichen sensomotorischen Einheit der Subjekt-Objekt-Relation abgesehen wird.

Was wir als tierische Aktivitäten kennen, das Ergreifen einer Beute, das Suchen nach Nahrung, das Fliehen vor einem Feind usw., sind keine Verbindungen von Reizen (Empfindungen) und Bewegungen (Reaktionen), sondern ungeteilte (allerdings doch differenzierte heterogene) sensomotorische Einheiten. In ihnen ist nie und nirgends das Sensorische vom Motorischen, das Bewogenwerden vom Sichbewegen isoliert, weshalb man also nicht das eine als Ursache des anderen auffassen kann.

Obwohl Ausdrucksbewegung und Handlung die sensomotorischen Grundformen der tierischen Aktivität sind, ist ihre konkrete Trennung wohl nie ganz verwirklicht. In jeder Ausdrucksbewegung sind Handlungsmerkmale und erst recht in jeder Handlung Ausdrucksfaktoren vertreten. In besonderer Weise ist diese Verbindung aber in einer Aktivität vorhanden, die wir als dritte Grundform des tierischen Lebens darstellen werden, nämlich im Spiel.

Von jeder dieser drei Grundformen, Ausdrucksbewegung, Handlung, Spiel, wollen wir nunmehr die Subjekt-Objekt-Beziehung näher untersuchen und das Resultat dieser Untersuchung an der Frage betreffs der Verbindung zwischen Leben und Erkennen prüfen.

1. Die Ausdrucksbewegung ist ein sinnvolles Gebaren, jedoch nicht in der Weise, wie die Handlung das ist, welche zu einer Sinnerfüllung führt, zu einem Endpunkt oder Ziel. Die Ausdrucksbewegung hat eine Bedeutung in sich selbst; dadurch, daß sie ‚ausdrückt‘, die Beziehung des Tieres zu seiner Umgebung repräsentiert, diese Relation abbildet. Während die Handlung mehr ein Geschehen ist, ein Verlauf, woran ein Anfang und ein Ende, eine *wechselnde* Ausführungsweise und ein Ziel zu unterscheiden sind, ist die Ausdrucksbewegung mehr ein Zustand, der seinen Sinn in der besonderen Weise der Aktivität selber hat. Eine Handlung ändert ihren Sinn nicht durch eine andere Ausführungsweise, denn dieser Sinn liegt außerhalb des Geschehens selber. Die Ausdrucksbewegung dagegen ändert ihre Bedeutung durch jede, selbst geringe, Aenderung der Muskelspannungen und Bewegungen, wie uns die Erfahrung lehrt, und wie es jeder Tierbändiger mit vielen Beispielen genau zeigen könnte.

Die Ausdrucksbewegung kann also sicher nicht — wie Darwin meinte — als ein *Rest* einer früheren sinnvollen Handlung aufgefaßt werden. Im Gegenteil betrachte ich die Ausdrucksbewegung als die primärste Aktivität.

Weil sie darüber hinaus Haltung, Stellungnahme ist, geht sie jeder Handlung voraus, sowohl dem Ergreifen der Beute, wie der Flucht vor einem Feinde usw. Was sie repräsentiert, ist die Bewogenheit, die in der Begegnung mit der Situation entsteht, jedoch nicht allein als ein Bewogenwerden, eine Affektion, im Sinne einer Berührung des hierbei passiven Subjektes, sondern als eine *Antwort* auf dieses Bewogenwerden, worin die zu verrichtende Handlung, die *mögliche* Entwicklung der Situation *antizipiert* wird. Je sorgfältiger man in das Entstehen der Ausdrucksbewegung phänomenologisch eindringt, um so deutlicher sieht man, daß sie sich vielmehr stets aus einem amorphen „Keim“ entwickelt, d. h. aus einem undifferenzierten Ver-

hältnis eines Tieres zu einer konkreten Situation, die aber die Möglichkeit zur Entwicklung in sich hat, durch den aktiven Zustand des Subjektes, durch sein aktives Verhältnis zur Situation. Die Qualität des Bewogenwerdens ist durch diese Struktur des Subjektes ebenso sehr bestimmt, wie durch die Qualität des Objektes, d. h. die Struktur der Situation. Aber Subjekt und Objekt sind hierbei nicht als von Anfang an geschiedene Selbständigkeiten aufzufassen. Vielmehr gibt es ein anfängliches Zusammensein ohne ein Einander-Gegenüberstehen. Im Laufe der Entwicklung aber trennt sich das Bewegung erzeugende Objekt vom bewegt werdenden Subjekt, das aber erst *durch* seine (Ausdrucks)bewegung das Objekt als diese Bewegung erzeugend *empfindet*. Im Zustand der voll entwickelten Ausdrucksbewegung (z. B. des Wutaffekts) vor dem Anfall) tritt die Trennung von Subjekt und Objekt deutlich zutage und bekommt den „Affekt“, die tonische Spannung der Haltung, die potentielle Energie wie von einer Ladung Explosionsstoff, welche durch einen Funken zum Ausbruch kommen kann. Die Emotion ist also das Bewußtsein von dem Objekt (der Situation), so wie es für das Subjekt existiert und *durch* das Subjekt mittels seines körperlichen Zustandes (Ausdrucksbewegungen) gesetzt wird.

In der Sphäre der vitalen Beziehungen — in welcher die Aktivität des Tieres als ein fortwährender, zusammenbindender, Gemeinschaft stiftender und unterhaltender Faktor wirksam erscheint, der die Einheit von Subjekt und Objekt sicherstellt, eine Einheit wie im Organismus selber von Teilen, welche in funktionellen Kreisprozessen verbunden sind — hat die Ausdrucksbewegung die Bedeutung einer Unterbrechung, einer Trennung und einer neuen Bindung anderen Charakters. Der Ausdruck bezeichnet diese *Metamorphose* der Existenz und der Situation. Darum ist er sowohl ein Zustand, worin Subjekt und Objekt zueinander *stehen*, als auch *Reflex*, Zurückwerfung der selbständig gewordenen Außenwelt, die sich anmeldet und sich in ihrer qualitativen Reizgestalt aufdrängt. Der *Sinn* des Bildes, das die Ausdrucksbewegung darstellt, ist keine Antwort auf die Situation, sondern *stellt eine Antwort* dar und antizipiert diese. Die Handlung ist vielmehr die Antwort, der zur Situation passende, hieran anschließende Erfolg und deswegen ein wirkliches Folgen, symbolisch ein Jasagen, auch wenn es sich um eine Fluchtbewegung auf eine Bedrohung hin handelt.

Der Angsausdruck aber bei einer Bedrohung ist das *Bild* einer angst-erregenden Welt und des Aengstlichseins; genau so wie der Begierdeausdruck beim Anbieten von Nahrung das Bild der Schmachhaftigkeit und des Appetites ist. Die Expression *drückt* den Sinn der Situation, ihre Gefährlichkeit, Begierlichkeit usw. *aus*, und in diesem Ausdrücken, in diesem Zurückwerfen oder Reflex, liegt ihre Analogie mit einem Erkennen. Analogie, weil das Subjekt die Antwort nur *darstellt*, weil es die Situation als Ursache — also als Naturprozeß, auf welchen ein adäquater Erfolg eintreten muß — abweist, symbolisch hierauf „nein“ sagt mit dem wortlosen Bilde des Ausdrucks. Durch diese Abweisung ist das Band zwischen dem Subjekt und Objekt prinzipiell verändert. Statt der kontinuierlichen, strömenden, organischen, sich allmählich transformierenden *Einheit* von Tier und Umwelt, steht zwischen beiden das Bild der Angst, der Begierde, das *gleichzeitig* verbindet und trennt. Der so deutlich ablesbare *Sinn* des Ausdrucks, den das Tier seiner Situation nach zeigt, beweist, daß hier eine Sinnreproduktion stattfindet, ein Erfassen von etwas, womit die Wirklichkeit, d. h. die phänomenale, für das Tier wirksame

Welt übereinkommt. Dieses ist ein Erkenntnisprozeß in formellem Sinne — nicht in psychologischem Sinne. Unzulässig ist m. E. die psychologische Auffassung des Ausdrucksprozesses, wie dieses gewöhnlich geschieht. Man sagt dann, das Tier *fühle* Angst, Begierde usw. bzw. *wisse*, daß ihm Gefahr drohe, *erkenne* die Nahrung.

Wenn wir in den Ausdrucksbewegungen der Tiere — auch der niedrigsten — ein Erkennen in formellem Sinne annehmen, dann meinen wir damit gleichzeitig ein Erkennen in ontologischem Sinne. Es ist also in Wirklichkeit der Zustand des Erkennens realisiert, es besteht ein tierisches Erkennen, das im Augenblicke der Stauung im Affektzustande hervortritt.

Hierbei ist der Strom der Subjekt und Objekt verbindenden Ursachen und Folgen, auch der der sinnvollen Gestaltsbeziehungen und funktionellen Kreisprozesse, durchbrochen und das Tier steht — ontologisch — der Situation gegenüber und die Situation dem Tiere. Letzteres aber überbrückt die Trennung und zeigt dieses durch seine Ausdrucksbewegung, durch das produzierte sinnvolle Bild und die Antizipation der Handlung.

Das Zusammenspiel von Reiz und Reaktion ist mehr als bloß organische Verbindung, und so sehr die Außenwelt mit dem Tiere auch verbunden ist, als Teile von ihm, als Organe von ihm selbst, ist das tierische Sein doch *auch* ein selbständiges Sein, nicht allein in räumlichem, und selbst nicht nur in morphologischem, sondern auch in funktionellem Sinn. Das bedeutet, daß das Funktionelle selbständig sein *kann*, und damit dem anderen *gegenüber*, *mit* welchem es doch — ohne wirkliche Verbindung — in funktioneller Relation steht. Daß hier die Problematik eines jeden Erkennens als der Ueberbrückung eines wirklichen Getrennt-Seins, von einem Subjekt und Objekt zurückkehrt, ist genau so selbstverständlich, wie daß hier auch weder eine „Abbildungstheorie“, noch eine konstruktiv rationalistische Harmonia praestabilita, noch ein Okkasionalismus usw. die Erklärung geben kann.

Im Phänomen der Ausdrucksbewegungen bezeugt das Lebende, daß es ontologisch ein tierisches Erkennen gibt, das — es braucht kaum erwähnt zu werden — wesensunterschiedlich vom menschlichen Erkennen ist. Während der Mensch selbst erkennt und, in der exzentrischen Position seines Geistes dem *Seienden* gegenübersteht, vollstreckt sich — so kann man sagen — *im* tierischen Leben ein Erkennen. Der Mensch erkennt seine Angst, seine Begierde usw., das Tier *ist* ängstlich, begierig, aber in diesem So-sein steht es als Subjekt einem Objekt gegenüber, wobei das Subjekt die Wirkung des Objektes durch seine Aktivität erleidet, wobei es die Trennung überbrückt und das Objekt als Objekt nur selbständig ist in seiner Beziehung zum Tiere selbst.

2. Betrachten wir nunmehr die *Handlung* der Tiere. Unter einer Handlung verstehen wir einen Bewegungsablauf, der sinnvoll auf einen bestimmten Endpunkt, das Ziel, bezogen ist. Man kann dabei an einen verhältnismäßig einfachen, als Einheit sich darstellenden Prozeß denken, wie z. B. ein Sprung über einen Graben, oder das Greifen einer Beute, oder aber an eine sehr differenzierte, über längere Dauer sich erstreckende, aus vielen aneinanderschließenden Unterteilen aufgebaute Totalität, wie das Zurückkehren zu einer Trinkstelle, oder zu einem Lager, oder das Suchen nach Nahrung.

Die beiden ersten Beispiele sind besonders geschickt, um zu demonstrieren, wie in vielen Handlungen ein Zustand vorausgeht, der mit dem der Ausdrucksbewegungen übereinstimmt, die beiden letzten Beispiele, um die Un-

abhängigkeit der Ausführungsweise von dem Sinn der Handlung zu zeigen und darüber hinaus die Art und Weise, wie die verschiedenen Phasen der Handlung miteinander verbunden sind. Es ist hierbei gleichgültig, ob wir an ein höheres Tier oder an ein niedriges Tier denken. Das tierische Verhalten ist überall wesentlich gleich und es besteht keine allmähliche Entwicklung in der Richtung zum Menschen. Angesichts unseres Problems, der Verbindung zwischen Leben und Erkennen, wollen wir also die Bindung der sogenannten tierischen Intelligenz, der Instinkte und der Gewohnheitsbildungen an Organisation und Lebensweise dahingestellt sein lassen, und uns nur vergegenwärtigen, daß bereits im Begriffe „Intelligenz“, auf erworbene Gewohnheiten angewandt, und in den Begriffen „Zielstrebigkeit“ und (Pseudo-) „Hellsichtigkeit“, zur Andeutung des Geheimnisses der Instinkte gebraucht, genügend Anweisungen liegen, um auch den Handlungen ein Erkennen „in gewissem Sinne“ zu unterstellen.

Dabei bemerken wir, daß gewöhnlich die Handlung viel mehr als die Ausdrucksbewegung als eine *essentielle* tierische Aktivität aufgefaßt und der Primat der ersteren gewöhnlich nicht eingesehen wird. Dies aber ist notwendig, um sich dem ontologischen Kern unseres Problems nähern zu können.

Wir können diesen wohl am deutlichsten an den zuerst erwähnten Beispielen herausarbeiten, am Springen über ein Hindernis und am Ergreifen einer Beute.

In seinem in vieler Hinsicht vortrefflichen Werk „Vom Sinn der Sinne“ hat Erwin Straus²⁾ eine Analyse des Sprunges gegeben, an welcher wir nicht vorbeigehen können, weil sie unmittelbar unser Problem berührt. Obwohl Straus die Bedeutung der motorischen Prozesse vor den sensorischen sehr wohl annimmt, liegt doch bereits im Ausgangspunkt seines Buches eine gewisse Neigung zur Verselbständigung der sinnlichen Funktionen, des Gewährwerdens („Empfindens“). So sehr dieses als wissenschaftliche Abstraktion auch zulässig ist, meine ich doch, daß für eine Untersuchung, die von der tierischen Existenz in der Welt ausgeht, allein die sensomotorische Ungeteiltheit der Formen von Selbstbewegung Objekt der Betrachtung sein müsse. Wenn Straus dann auch schreibt: „Im sinnlichen Empfinden ist ein Subjekt-Objekt-Verhältnis unreflektiert gegeben,“ so gilt dies sicher, wenn ein Gewährwerden — wie beim Menschen — als selbständiger (psychologischer) Prozeß auftritt. Ob hingegen „sinnliches Empfinden“ selbständig beim Tiere vorkommt, weiß man nicht. Wohl weiß man, daß das Tier objektive Ausdrucksbewegungen (bei höheren Tieren auch Zuhören, Zuschauen, Schnupern usw.), Handlungen und Spiel zeigt, und diese vermittels seiner Sinneswerkzeuge erst möglich sind. Das Kernproblem, das sich bei einem Sprung — z. B. eines Pferdes über eine Hecke, eines Raubtieres auf seine Beute — ergibt, sieht Straus folgendermaßen: Wenn ein Tier von A nach B springt, dann ist A der Ausgangspunkt, B das Ziel. Es erreicht dieses Ziel über ein „Zwischen“, wobei B nicht nur räumlich entfernt ist, sondern auch zeitlich das Vorausgelegene, das Spätere. „Das ‚Dort‘ der Ferne ist nicht nur ein räumlich, sondern auch ein zeitlich ferner Punkt.“ Es gehört zum sinnlichen Gewährwerden, daß das Zukünftige anschaulich gegeben ist. „Darum ist die Ferne die raumzeitliche Form des Empfindens.“

Was Straus richtig bemerkt hat, ist die Unmöglichkeit, eine so einfache Funktion wie den Sprung mechanistisch oder analytisch zu erklären. Nur von

der vitalen Sphäre der Subjekt-Objekt-Relation aus kann man eine Handlung als Funktion begreifen.

Was aber m. E. unrichtig ist, ist die Projektion der Lebenserscheinung ins Psychologische. Das „Empfinden“ ist zwar psychologisch isolierbar, aber nicht als Lebensfunktion. Das Tier wird nicht die Ferne gewahr und vollzieht dann eine Bewegung, sondern *steht* erst vor dem Hindernis (oder der Beute) und springt dann hinüber (oder darauf). Diese beiden Phasen sind Ausgangsstellung und Handlung und beide sind vitale, sensomotorische und keine psychologischen Bewußtseinsprozesse.

In der Ausgangsstellung aber, die der Handlung vorangeht, ist nun zweifellos eine Antizipation, eine Einstellung auf die zeiträumliche Ferne gegeben, die wie bei den Ausdrucksbewegungen eine Art von Erkennen ist, insofern die Situation — z. B. die Entfernung in Beziehung zur eigenen Körpergröße — durch die Haltung wiedergegeben, repräsentiert wird und insofern diese Wiedergabe nicht vergleichbar ist mit einer physischen Spiegelung oder Projektion, sondern das (vital) *Essentielle* aus der Situation herausgreift und vom Nebensächlichen absondert. Was aber bei der (reinen) Ausdrucksbewegung fehlt und bei der Ausgangsstellung vor einer Handlung anwesend ist, können wir das „*Schema der Ausführungsweise*“ nennen. Auch dieses ist dem Tier gegeben und formell analog zum Erkennen (z. B. des Gesprochenen bevor man spricht). Das Tier besitzt dieses Schema sicher nicht als einen Bewußtseinsinhalt, als eine Erkenntnis, die von der vitalen Sphäre abgesondert besteht. Sogar beim Menschen ist dies bei gleichartigen vitalen Situationen nicht der Fall, wie es uns einfache Beispiele — z. B. das Verhalten bei Verkehrshindernissen oder bei sportlichen Darbietungen — zeigen.

Es ist folgendermaßen: *im Körper, in seinem Zustand, in der Verteilung der Muskelspannungen, in der Fixation des Blickes, in der innerlichen Erregung*, sowie diese sich in verschiedenen sympathischen Effekten äußert, ist nicht allein der Endpunkt der künftigen Handlung vergegenwärtigt, sondern auch die allgemeine Ausführungsweise, z. B. ob die Beute mit der Pranke oder mit dem Rachen gepackt oder angesprungen werden soll, der Anlauf, der Absprung usw.

Wenn Palagyi³⁾ für jede Handlung eine virtuelle Bewegung annimmt, die durch einen „vitalen Phantasieprozeß“ zustande kommt, dann trachtet er dabei die Erscheinung, die sich in der Ausgangsposition anmeldet, pseudo-psychologisch zu formulieren.

Sehr deutlich wird dies durch die Beispiele, die Palagyi zur Illustration gibt. Bevor wir einen Auftrag ausführen, z. B. das Schreiben eines Buchstaben mit der Hand in die Luft, können wir willkürlich die virtuelle Bewegung (als vorgestellte Bewegung) produzieren und entdecken. Was nun beim Menschen bewußt verläuft, geschieht im Leben — so meint er — außerhalb des Bewußtseins. Es können „keine gerichteten (gesteuerten) Realbewegungen zustande kommen, wenn ihnen nicht die virtuelle Bewegung als Richtungserlebnis vorangeht“.

Was also bei Erwin Straus mit dem Begriff der „Ferne“ gemeint ist, d. h. die *zeiträumliche Form des Gewährwerdens*, ist für Palagyi die durch die vitale Phantasie vollzogene virtuelle Bewegung, welche „Erlebnis“ ist und zu den sensorischen Funktionen, den Empfindungen, gehört. Nur weil die Empfindungen imstande sind, virtuelle (und reelle) Bewegungen zu erwecken, soll sich in der ersten Lebensperiode des Kindes eine *Raumanschauung* formen. Das Gewährwerden (Empfinden) — auch die Gefühle — betrachtet Palagyi

als die ursprünglichen Lebensprozesse, die „Einbildungsprozesse als die höchste Entfaltung des Vitalen“. Das Leben — so schreibt er — ist durch die Empfindungen und die Gefühle an die Gegenwart gebunden und nur weil diese Empfindungen und Gefühle auch die Einbildung erregen, vermag das Leben in der zeit-räumlichen Ferne herumzuirren, während es mechanisch an seinen Platz gebunden bleibt. „Eine Wahrnehmungstätigkeit ist ohne Einbildung nicht möglich.“ (S. 95.)

Aus diesen wenigen Zitaten möge hervorgehen, daß Palagyí bei seinem ausdrücklichen Versuch, die vitalen Prozesse von den psychologischen zu unterscheiden, dennoch in den vitalen Prozessen das Gewahrwerden als Grundfunktion annimmt, ohne es hinreichend vom Wahrnehmen abzusondern (wie es Straus sehr wohl tut).

Die Verbindung nun zwischen Wahrnehmen und Phantasie ist bereits von Kant eingesehen worden. Mit dem Begriff der vitalen Phantasie Palagyís ist eigentlich dasselbe gemeint, nur verläuft der Prozeß seiner Meinung nach *unbewußt*, ebenso wie auch die Empfindungen und alle anderen „Erlebnisse“. Durch die Isolation des Gewahrwerdens als Lebensfunktion für sich selbst, wird das Vitale zum unbewußt Psychischen, zum „Seelischen“. Auch bei Klages ist dies der Fall, wo er die „Seele“ dem „Geist“ gegenüberstellt, und zu den Funktionen der ersten das „Schauvermögen der Sinne“ rechnet.⁴⁾

Es kommt mir vor, daß bei dieser Auffassung der Lebensfunktionen als unbewußt psychische, man dahin gelangen muß, nicht allein von unbewußter (vitaler) Phantasie, sondern auch von den durch sie gelieferten Bewegungsplänen zu sprechen. So kommt man von neuem zur „unbewußten Hellsichtigkeit“, die die Instinkthandlungen erklären soll, in Wirklichkeit aber nichts anderes ist, als eine Andeutung der formellen Verwandtschaft zwischen Erkennen und Leben, wie es die alten Philosophen mit der Zweckmäßigkeit und Zielstrebigkeit von Form und Funktion meinten, und, im Hinblick auf die Funktionen dann als „vis aestimativa“ bezeichneten.

Diese Darstellung der Auffassungen von Straus und Palagyí möge nochmals meinen Ausgangspunkt und meine Methode der Untersuchung der Verbindung zwischen Leben und Erkennen verdeutlicht haben. Ich bin der Meinung, daß wir sowohl von der ungeteilten Einheit des tierischen *Verhaltens* als eigener Kategorie von Naturerscheinungen — wie sie bereits bei den niedrigsten Tieren vorkommen, selbst wo von Sinnesorganen und Nervensystem keine Rede ist — ausgehen müssen, als auch vom Urphänomen der tierischen Existenzweise, so wie diese phänomenologisch zu erkennen ist. Auch den Erkenntnisprozeß selber sollten wir außerhalb des Gegensatzes psychologisch-erkenntnistheoretisch vielmehr *ontologisch* auffassen. Dann erst kann zwischen Leben und Erkennen ein Vergleich — der also *formalen* Charakters ist — angestellt werden.

Haben wir am Beispiel des Sprunges gefunden, daß das Tier sich in seiner Ausgangsposition der Außenwelt gegenüber in einer Trennung befindet, die durch das in dieser Stellung ausgedrückte antizipierende „Schema der künftigen Handlung“ überbrückt wird, so wollen wir nunmehr eine sich über längere Dauer erstreckende und aus vielen Unterteilen aufgebaute Handlung betrachten und wählen als Beispiel das Zurückkehren nach einem Versteck oder nach der Futterstelle. Hierbei genießen wir den Vorteil, daß gerade diese Handlung genauest untersucht worden ist, in den vielen Irrgartenversuchen, die verschiedene Forscher (und auch ich selber) durchgeführt haben. Hierbei

hat sich mit großer Gewißheit herausgestellt: 1. daß die gleiche Handlung auf vielerlei Weise ausgeführt werden kann; 2. daß die aufeinanderfolgenden Phasen der Handlung derartig verbunden sind, daß (wie in einer Melodie) jedes Moment sowohl mit dem früheren, als mit dem späteren zusammenhängt; 3. daß, auch beim Ausfall aller sinnfälligen Merkzeichen eines zu durchlaufenden Weges, dieser trotzdem reproduziert werden kann.

Daß hierbei die Analogie des Erkennens, das Denken, auf der Hand liegt, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. So stark ist diese Analogie, daß gerade diese — und ähnliche — Handlungen zu den Begriffen der tierischen Intelligenz, Einsicht, des praktischen Urteilens usw. führten. Es ist in der Tat, als ob das Tier nicht allein das Endziel wüßte, sondern auch die Hauptrichtung kennte oder eventuell den ganzen zu durchlaufenden Weg als räumlich-zeitliche Gestalt. Man hat öfter versucht, die Trennung zwischen das Vitale und das Psychische dorthin zu legen, wo eine derartige Emanzipation der Handlung von der Ausführungsweise auftritt und eine „Einsicht“ in die zeit-räumlichen Verhältnisse besteht.

Je genauer man aber die Lebensäußerungen der Tiere studiert, um so deutlicher stellt sich heraus, daß eine derartige Trennung unmöglich durchzuführen ist. Bereits das niedrigste Tier zeigt Handlungen, und bereits die einfachste Handlung besteht in einem auf die Außenwelt gerichteten Gebaren und ist eine Bewegungsart, die — prinzipiell von derjenigen in der toten Natur verschieden — nur aus der tierischen Existenz begreifbar wird, aus der Stellungnahme gegenüber der Außenwelt und der Ueberbrückung der zeit-räumlichen Distanz im Gebaren. *Selbstbewegung als „conduite“ ist nur möglich, wo die Grenze zwischen dem Selbst (Subjekt) und dem Anderen (Objekt) immer wieder von neuem gesetzt und aufgehoben wird.*

An jeder Handlung ist zu erkennen sowohl die Gerichtetheit auf ein Ziel, als auch die Produktion der Bewegungsgestalt in fortdauernder Relation zur momentanen Situation und ihrer möglichen Entwicklung.

Wiederholung einer Handlung ist dann auch niemals automatische Gleichheit, sondern analoge, äquivalente Reproduktion. An den mehr entwickelten Handlungen — wie beim erwähnten Beispiel, der Rückkehr zu einem Versteck — finden wir eine größere Differenzierung der Bewegungsgestalt, größere Gliederung und zugleich Zentriertheit, eine weitere Zeitperspektive, die Beziehung zu einer strukturierteren Situation. Dies alles ist aber nur möglich durch eine prononcierteren Geschlossenheit (der individuellen Selbständigkeit) und Offenheit (der Umweltbeziehungen) zugleich.

Dieses bedeutet eine existentielle Akzentuierung der Subjekt-Objekt-Trennung und gleichzeitig eine vielförmigere und intensivere Ueberschreitung dieser Trennung. So ist das „intelligente“ Verhalten der Tiere, ihr „Verstehen“ von Situation und Ziel, ihre „Einsicht“, die das tierische Handeln so evident demonstriert, daß sowohl der naive wie auch der wissenschaftliche Beobachter gezwungen ist, hiervon zu sprechen, tatsächlich ein Schatten der Erkenntnis. Es ist kein verstandesmäßiges Erkennen weder in psychologischem, noch in erkenntnistheoretischem Sinne, aber wohl ist es eine in der eigenen senso-motorischen Seinsstruktur, in der Sphäre der Gebahrungen erscheinende Form des Denkprozesses, der äußere Umriß, der Schatten, der auf seiner Ebene Zeugnis ablegt, sowohl vom Lichte als von der Gestalt, welche er darstellt.

3. — Wenden wir uns schließlich dem *Spielen* der Tiere zu. So wie Handlung und Ausdrucksbewegung, ist auch das Spielen eine Funktion, die im Tier-

leben ebenso wie beim Menschen auftritt. Während aber die beiden erstgenannten Funktionen selbst bei den niedrigsten Tierformen aufzeigbar sind, erscheint das Spielen nur bei den höheren Tieren. Haben wir versucht, die Handlung und die Ausdrucksbewegung in ihrem Wesen kennenzulernen, indem wir sie mit der tierischen Existenz in ihrer Umweltbindung betrachteten, so verstehen wir das Spielen allein aus der Struktur der *jugendlichen Lebensform*.

Anderswo habe ich eine ausführliche Analyse des Jugendlichen ausgearbeitet³⁾, wobei als seine Wesensmerkmale die Ungerichtetheit, der ungeformte Drang (die „Fülle“), die Ursprünglichkeit, die immanente Einstellung, die Maßlosigkeit, Ungleichgewichtigkeit und Unkoordiniertheit gefunden wurden. Die Jugendlichkeit drückt sich in einer ambivalenten Haltung der Außenwelt gegenüber aus, in einer gleichzeitig anwesenden doppelten Tendenz, auf ein „zurück“ und ein „voraus“ gerichtet, einer Bindung an das früher Gegebene, die „bekannte“ Lebensgemeinschaft, und in einem sich nach dem Neuen, dem „Unbekannten“ Wagen, soweit hierin neue Beziehungen möglich sind. Aus der eigenen Dynamik des Spielens wird offenbar, wie das Spiel sich jederzeit in der Wechselwirkung mit etwas vollzieht, das auch auf den Spieler zurückwirkt. Spielen geschieht dann auch allein mit etwas, das auch mit dem Spieler spielt. Dieses Etwas nun ist kein „Objekt“, in dem Sinne eines Bestandteiles der Umwelt, auf welches die Ausdrucksbewegungen und die Handlungen bezogen sind. Das Spielobjekt hat die Merkmale eines „Bildes“, weil es zwar etwas ist, das Selbständigkeit besitzt, aber gleichzeitig etwas, das über sich selbst hinausweist und Möglichkeiten in sich befaßt.

Gespielt wird nur mit Bildern, die erst im Kreisprozeß von Selbstbewegung und Bewogenwerden, von Leben und Mitleben geformt werden, wodurch das spielende Tier — auch das spielende Kind — *neue* Relationen erschafft und nicht nur in bestehenden Relationen verbleibt. Auch bei der Gewohnheitsbildung — wie man bemerken wird — geht das Tier neue Beziehungen mit der Außenwelt ein. Vom Spielen jedoch unterscheidet sich die Gewohnheitsbildung durch den, auf Grund der biologischen Situation, der Not, erzwungenen Charakter der neu gebildeten Relationen und darüber hinaus darin, daß diese nur *Reorganisationen* der *früheren* Umweltsbeziehungen sind und sich im Erwerben von veränderten Bewegungsweisen vollziehen.

Das Spielen ist aber aus der Sphäre der biologischen Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit entrückt und zeigt hiermit in der Sphäre des Vitalen ein Merkmal der Freiheit — einen *Schatten von Freiheit*, ohne Freiheit zu sein. Das spielende Tier spielt mit Bildern, die mit ihm spielen. Es steht dabei nicht in Beziehung zum biologisch Wichtigen (Nest, Beute, Feind, Hindernis) und ebensowenig zu dem außer seiner Lebenssphäre Liegenden, dem Gleichgültigen, es in keinerlei Weise Bewegenden. Das Spielend-beschäftigt-sein ist die Beziehung zum vital Belanglosen, sich aber *trotzdem* Präsentierenden, Erscheinenden, welches ich deswegen im Gegensatz zu den „Dingen“ der „Umwelt“ Bilder nenne. Diese umfassen verborgene Möglichkeiten, *verborgenen Sinn*, die spielend gefunden, entdeckt werden.

Die Funktionen, die wir solchergestalt beim jungen höheren Tier finden im spielenden Umgang mit den lockenden Erscheinungen um es herum, zeigen in höherem Maße als Ausdrucksbewegung und Handlung die Grundmerkmale des Erkennens. Im Spiel zeigt sich dann auch eine Abschattierung des Erkennens in scharfer Begrenzung, und zwar vor allem betreffs des hierbei auftret-

tenden Modus der Subjekt-Objekt-Beziehung und der Art und Weise ihrer Ueberbrückung. Dieses lehrt vor allem die Beobachtung der Ausdrucksbewegungen und der Ausgangsstellungen, die dem Spielen vorangehen und dieses einleiten. Wir können diese nicht anders als mit den Begriffen „Verwunderung“ und „Neugierde“ bezeichnen, meinen aber damit nicht, daß im Tier dieselben psychischen Funktionen und Bewußtseinsinhalte auftreten, wie wir sie selbst als Erstaunen und Neugierde erleben. Wir haben denn auch mit den genannten Begriffen nur das *wahrnehmbare* Verhalten des Tieres im Auge, die *auch* bei uns in gleichen vitalen Umständen auftretende Subjekt-Objekt-Beziehung und die ihr entsprechenden Aeußerungen und ihre Entwicklung. Im Staunen als Verhaltensweise sehen wir das Tier, oder den Menschen, zum Objekt, dem erscheinenden Bilde, in einer *zielfreien* Haltung stehen, gerichtet, *gebunden*, gefesselt und *doch distanziert*, zu gleicher Zeit sich annähernd und zurückweichend. Bei der Neugierde aber überwiegt das Sich-Nähern dem Belanglosen, obwohl das Zurückweichende, das Schüchterne, auch hierbei nicht fehlt.

In diesen Verhaltensweisen ist nunmehr ein Verhältnis zum Erscheinenden gegeben, eine Subjekt-Objekt-Beziehung, die über die Sphäre der biologischen Bindungen hinauszugehen scheint, jedenfalls die äußerste Grenze von Leben und Geist berührt.

Berührt, aber diese Grenze nicht überschreitet, wenigstens nicht beim Tier! Deutlich lehrt uns dies ein Vergleich mit dem Kinde, sogar mit dem sehr jungen! Betrachten wir einen Säugling, der erstaunt und neugierig sich zu einem Bilde, z. B. dem eigenen Händchen oder einem Gegenstand, wendet. Plötzlich durchbricht ein neuer Ausdruck die Sphäre der vitalen Beziehung. Das Kind lächelt, und mit diesem *Lächeln überschreitet* das Kind die Grenze zwischen Leben und Geist, vor welcher das Tier unwiderruflich stehen bleibt. Das Staunen fließt in Bewunderung über, also in Aufgeben seiner selbst in einen ersten Akt begierdefreier Liebe, welche die bewegende Kraft, die Entelechie des Denkens werden und bleiben wird.

Das Lächeln verschwindet — das Spiel entwickelt sich in seinen vitalen Aeußerungen, die auch das Tier kennt. Aber das Lächeln wird wiederkehren und damit die Freude und der Ernst der Bewunderung, der Liebe und der Erkenntnis, der Ernst des Geisteslebens, das *Sein* in der Sphäre der Wahrheit.

In der zielfreien, in sich selbst erfüllten Beziehung zwischen Subjekt und Objekt zeigt sich in der Sphäre des Tierischen eine Vorstufe, ein Schein, eine Vorform, eine Abschattung des Erkennens. Der *Hiatus*, der in der sinn-einbildenden Ausdrucksbewegung und in der sinn-erfüllenden Handlung überbrückt wird, wird im Spielen selbst *gesucht* und bleibt, solange das Spielen dauert, das eben aus der *Trennung* des Subjekts und Objekts seine Energiequelle nährt, weil durch das spielende Tun des Tieres das Gegenspiel des Objektes erweckt wird, womit es immer wieder aufs Neue den Hiatus öffnet und neue Verwunderung, neue Bewegung erzeugt. So bewegt sich der jugendliche Organismus spielend immer weiter außerhalb des mit ihm Verbundenen und findet in der allseitigen Beschäftigung die Möglichkeiten, welche das Erscheinende in sich befaßt.

Im Spielen zeigt das jugendliche Tier dann auch die Offenheit, Unerfülltheit seiner Existenz, aber nur als eine zeitliche Phase, die sich später in der organischgewachsenen Bindung mit der Lebensumwelt in seinem erwachsenen Zustand wieder schließen wird.

So bleibt das Tier ewig Tier, beherrscht vom Grundprinzip seiner Geborgenheit in dem, was *mit* ihm und *durch* es und *für* es existiert.

Das Tier ist aber nur von der Sphäre des Menschen aus verstehbar, weil es in seiner Existenz menschliche Züge abbildet.

Ueber seinem Wesen liegt der Schatten des Erkennens, ein Gleichnis des Geistes.

Was in der Tierwelt aber bloß Schein und Gleichnis ist, ist im Menschen Wesen und Wirklichkeit. So auch die Subjekt-Objekt-Beziehung, Trennung und Verbindung im Akt der Erkenntnis.

Im Menschen öffnet sich der geschlossene Kreis der vitalen Bindungen definitiv und tritt die geistige Persönlichkeit einer *Welt* — keiner Umwelt — entgegen.

Dann entdeckt er erst das andere *als* das andere und damit auch sich selbst und seine Freiheit.

Eine ganz neue Existenzweise ist hiermit gegeben, durch welche die Erkenntnis erst möglich wird, nunmehr als Wirklichkeit und nicht mehr als Schatten.

(Aus dem Holländischen übersetzt von Hanna Valkenier und W. Böhm.)

1) Buytendijk, F. J. J. und H. Pleßner: Die Deutung des Mimischen Ausdrucks. Philosophischer Anzeiger, Jahrgang I, 1925.

2) Erwin Straus: „Vom Sinn der Sinne“, Berlin 1935.

3) Palagyi, Wahrnehmungslehre. Leipzig 1935.

4) Ludwig Klages, Der Geist als Widersacher der Seele. Leipzig 1929.

5) Buytendijk, Vom Wesen und Sinn des Spiels. Berlin, 1933.